

# "Welt im Wort" : Band II Poesie

Autor(en): **Gross, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Schule**

Band (Jahr): **55 (1968)**

Heft 14-15

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-532153>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

*Buch bei jedem Fach über die Fachbezeichnung, das Bildungsziel, den Unterrichtsstoff, die Verteilung der Themen auf die einzelnen Schuljahre, die Lehrmittel und die Stundenzahl der Fächer in den kantonalen Lehrplänen.* Leider waren sechs Kantone nicht in der Lage, ihre Lehrpläne in der gewünschten Vollständigkeit zur Verfügung zu stellen. Trotz dieses kleinen Mangels ergibt die Übersicht ein klares Bild über Differenzen und Gemeinsamkeiten der kantonalen Lehrpläne und darf deshalb als *beste vorhandene Grundlegendokumentation für die Koordinationsplanung* angesehen werden. Im anschließenden (dritten) Kapitel wird nun aus den Ergebnissen der Lehrplananalyse die Konsequenz für die Koordination gezogen. Es ließe sich relativ leicht eine Annäherung erreichen, indem ein Minimalprogramm aufgestellt wird. Mit «Minimalpostulaten» allein wird aber schwerlich eine Hebung der Bildungsniveaus erreicht. Diese ist nur mittels einer «umfassenden Bildungskonzeption» zu realisieren, die aber bis anhin noch fehlt. Damit ist aber schon auf das zweite pädagogische Anliegen der Arbeit hingewiesen.

#### 4. Verbesserungshilfen für den Lehrer

Eine neue Bildungskonzeption muß sich unbedingt in den Lehrplänen niederschlagen, wenn sie wirklich fruchtbar für die Schulgestaltung sein soll. *Lehrpläne sind nur dann wirkungsvoll, wenn sie den Lehrer in seiner Arbeit zu motivieren vermögen, d. h. wenn darin auch didaktische und methodische Anliegen verarbeitet sind.* – Die neu zu konzipierenden Lehrpläne dürfen sich also nicht mehr – wie das bisher in einigen Kantonen geschah – mit stichwortartigen Hinweisen auf den Unterrichtsstoff begnügen. Selbst die kantonale Koordinierung wird letztlich ohne Mithilfe der Lehrer unmöglich sein. Diese ist nur durch verbindliche und zugleich *motivierende* Lehrpläne zu beeinflussen. «Eine Absicherung gegenüber zu großen Differenzen und dem Absinken einzelner Kantone auf ein niederes Niveau bilden sorgfältig ausgearbeitete, auf die Unterrichtspraxis zugeschnittene Lehrpläne, die auf einer ausgefalteten Bildungskonzeption beruhen.» (S. 306) Ein neuer Lehrplan (neuerdings wieder Curriculum genannt) sollte u. a. eine erziehungswissenschaftliche Grundlegung der Schule und die Beschreibung der Bildungsaufgabe der einzelnen Fächer enthalten. Dabei hat sich zudem vermehrt die Stoffangabe nach Themen durchzusetzen (The-

matisierung des Unterrichtsgebietes). Der Unterricht in seiner dialogischen Struktur und die Herkunft und der spätere Lebensraum der Schüler sollten die Auswahl des Unterrichtsstoffes bestimmen. Dieser ist unbedingt auf den Kern, auf das «Exemplarische» zu verdichten. Den Themen wiederum müßte ein je eigenes Bildungsziel zu grundeliegen. Nur wenn die neuen Lehrpläne durch diese Prinzipien bestimmt sind, kann eine einseitige Abhängigkeit der Real- und Sekundarschulen von den weiterführenden Schulen vermieden werden.

#### 5. Ein Buch für die Lehrer

Der wissenschaftliche und doch sehr lesbare Stil von Frey vermag die genannten Begriffe selbst einem Nichtfachmann vertaut zu machen. – Das vierte Kapitel vermittelt in seiner Gesamtheit einen gründlichen Einblick in den gegenwärtigen Stand der Bildungstheorie, und die zahlreichen Literaturhinweise laden zu einem vertieften Studium ein. Aus diesem Grunde profitieren von diesem Buch nicht nur die Koordinationsspezialisten, sondern *vor allem die Lehrer*. Es wird hier eine auf empirischen Grundlagen fußende Theorie der Schule, des Unterrichts und des Lehrplans geboten, die für jeden Lehrer von Interesse sein muß. Koordination und Lehrplanreform sind dringende Anliegen des schweizerischen Bildungswesens. Diese Anliegen können aber nur verwirklicht werden, wenn sie von der breiten Öffentlichkeit, vor allem aber von den Lehrern getragen werden. Dies setzt wiederum eine gründliche Kenntnis der gegenwärtigen Probleme voraus. Das Buch von Karl Frey ermöglicht und erleichtert den Einstieg in diese Problematik.

#### «Welt im Wort»

Band II Poesie

Max Groß

Die meisten Lesebücher enthalten Prosastücke und Gedichte, zuweilen auch einen Ausschnitt aus einem Drama im gleichen Band, in thematischer oder auch bunter Reihenfolge. Die Auffassung, ein Lesebuch sei abwechslungsreicher, wenn die Prosa durch Reime unterbrochen werde, manchmal auch die Meinung, man könne ein Lesestück durch ein nachfolgendes Gedicht

gewissermaßen abrunden, und vor allem auch finanzielle Überlegungen haben bis heute Prosa und Poesie fast immer unter einen Hut zu bringen versucht, das heißt im gleichen Einband präsentiert.

Dabei sind Epik und Lyrik so wesensfremde Formen des Sprachschaffens, daß nur gerade die Elemente der Sprache, die Wörter, beiden gemeinsam sind. Schon in der Satzbildung werden getrennte Wege gegangen. Vor allem aber ist das Motiv des Lyrikers ein völlig anderes als das des Erzählers.

Schafft dieser aus dem — im übrigen wenig bewußten und geheimnisvollen Drang, die Wirklichkeit nachbildend darzustellen, so drängt es jenen, ein Naturerlebnis, einen seelischen Zustand, eine zwischenmenschliche Spannung in Worte, die einen bestimmten Rhythmus aufweisen, einzufangen.

Echte Lyrik will bestimmt noch mehr. Wenn man die 277 Gedichte des vorliegenden Poesie-Bandes durchgelesen hat, muß man der überspitzen Formulierung, der Lyriker suche stets nach dem verlorenen Paradies, beipflichten. Der Dichter Walther von der Vogelweide bis zu den heutigen Avantgardisten sucht es und den Schöpfer des unerreichbar Schönen. Man weiß, daß unter den modernen Lyrikern geheime und erklärte Atheisten sind, aber ihre religiöse Ausstrahlung ist sogar eher stärker als jene der klassischen Gedichte (siehe etwa das Gedicht «Dem unbekanntem Gott» von Nietzsche). Wohl erreichen sie nicht die unmittelbare Ansprache der mittelalterlichen Lyrik, die eigentlich völlig aus der Gottbezogenheit hervorging.

Dr. Claudio Hüppi, im Auftrage der Interkantonalen Lehrmittelkommission Redaktor der neuen Lesebücher für Sekundar- und untere Mittelschulen, stellt die Auswahl aus vorklassischen Gedichten an den Anfang des Poesie-Bandes. Sie umfaßt 34 Seiten und könnte unter dem Motto Ludwig Höltys stehen:

«Es ist nur einer ewig  
und an allen Enden  
und wir in Seinen Händen.»

Sieht man vom Hildebrandslied und dem Landsknechte-Schwank Hans Sachsens ab, begegnet uns hier die reine Verherrlichung Gottes durch das dichterische Wort. Notker Balbulus, Walther von der Vogelweide, Martin Luther, Friedrich von Spee, Paul Gerhard und Paul Fleming, Angelus Silesius, Grimmelshausen, Gleim

und Claudius, und in drei ergreifenden Sonetten Andreas Gryphius, vereinigen sich zu einer ergreifenden Aussage schönster Harmonie und inniger Hingabe.

Die Klassiker und Romantiker kommen auf 86 Seiten zum Worte: Goethe, Hölderlin, Novalis, Brentano, Uhland, Rückert, Eichendorff, Annette von Droste-Hülshoff, Heine, Lenau, Mörike, Hebbel, Storm, Fontane, die beiden Schweizer Gottfried Keller und C. F. Meyer. Sie alle gehören gewissermaßen zum eisernen Bestand einer deutschsprachigen Auswahl.

In der Tat sind die Sprache umgänglicher, die Reime selbstverständlicher und der Aufbau virtuoser. Aber es entgeht keinem aufmerksamen Leser, daß die ursprünglichen Motive des Suchens nach Gott und dem Paradies zurückgetreten sind. Darum ergreifen diese Gedichte weniger, ausgenommen jene der Droste und Fontanes. Bei Eichendorff und Uhland sind wohl die Namen noch klangvoll, ihre Gedichte aber erscheinen heute keineswegs unsterblich. Goethe, immer noch der unbestrittene Träger des ersten Lorbeers, ist mit 19 Gedichten am stärksten vertreten. Aber selbst bei diesem Olympier finden sich manchmal Verse, die zu sehr Sprache sind, um noch inhaltlich tief zu rühren:

«Eines schickt sich nicht für alle.  
Sehe jeder, wie er's treibe,  
sehe jeder, wo er bleibe,  
und wer steht, daß er nicht falle!»

Lenau's Bitte an die Nacht schließt entmutigend:  
«Nimm mit deinem Zauberdunkel  
diese Welt von hinnen mir,  
daß du über meinem Leben  
einsam schwebest für und für.»

Auch bei Hebbel fehlen unter einer vollendeten Form und den verheißungsvollen Eingangswerten letztlich doch tiefe Innerlichkeit und seelische Substanz:

«Ich sah des Sommers letzte Rose stehn,  
sie war, als ob sie bluten könne, rot;  
da sprach ich schauernd im Vorübergehn:  
So weit im Leben ist zu nah am Tod!

Es regte sich kein Hauch am heißen Tag,  
nur leise strich ein weißer Schmetterling;  
doch, ob auch kaum die Luft sein Flügelschlag  
bewegte, sie empfand es und verging.»

(Sommerbild)

Fortsetzung Seite 567

Es fehlt der klassischen und noch mehr der romantischen Lyrik der tiefste Sinn, den Gedichte besonders auch heutzutage haben müssen, um gelesen zu werden, sie befriedigen das Bedürfnis nach Erhebung und Trost weniger als die Dichter des Mittelalters. Erst bei späteren, nachklassischen Autoren ist die Gottbezogenheit wieder stärker und damit auch die Möglichkeit, den Leser zu trösten. Etwa bei Else Lasker-Schüler («Gott, wo bist du?»), bei Gertrud von Le Fort («Ich blühe aus dem heiligen Geist des Herrn»), bei Hans Carossa:

«Wir hören's nicht, wenn Gottes Weise summt,  
wir schauern erst, wenn sie verstummt.»

Im nachklassischen Teil von 36 Seiten treffen wir Liliencron und Dehmel, Wilhelm Busch, Stefan George, den ersten in Kleinschrift schreibenden Lyriker der Neuzeit, Christian Morgenstern, den ruhelosen Rilke und den zu Unrecht wenig bekannten Rudolf Alexander Schröder an, der in seinem langen Leben den Wandel der Zeit besonders schmerzlich miterlebt hat:

«Nun das Jahr zu Grabe fährt,  
falt ich meine Hände;  
was hier unten geht und kehrt,  
nimmt ein rasches Ende.

Du allein bleibst immerdar  
ohne Ziel und Schranken:  
unser Leid währt achtzig Jahr;  
ewig unser Danken.»

(Ausklang)

Der letzte Teil des chronologisch angeordneten Bandes, die moderne Lyrik, bietet in mancherlei Beziehung eine erfreuliche Überraschung. Er ist 90 Seiten stark und reicht von Max Mell und Joachim Ringelnatz bis zu Ingeborg Bachmann. Der Leser findet hier Gedichte, die nicht von ausgesprochenen Lyrikern stammen (Kästner, Zuckmayer, Elisabeth Langgässer und andere). Er begegnet Autoren, die zutiefst einer neuen, in ihren Augen besseren Menschlichkeit verbunden sind und sie mit Inbrunst verkünden (Tucholsky, Jünger, Reinhold Schneider, Bertold Brecht). Zu den ausgesprochenen Lyrikern zählen Bergengruen, Maria Luise Kaschnitz und die Schweizer Walter Hauser und Silja Walter.

Dieser letzte Teil hat einen äußeren und einen inneren Aspekt. Einerseits gefallen sich die Neuerer darin, ungewohnte Wortverbindungen zu präsentieren, wie etwa «regenzerweint, eiszerschlüftet» (Ina Seidel) — Georg Britting nennt den

Hahn Sporenträger, Würmerjäger, Schnabelschläger, Körnerschlinger und Federnschwinger, — andererseits wird mit den Worten ein bizarres Spiel getrieben wie im «Kinderlied» von Günter Grass oder in «Reklame» von Ingeborg Bachmann, wo eingeschobene Reklame-Slogans ein Gedicht über das Ende der menschlichen Kreatur solange unterbrechen, bis das Stichwort «Totenstille» fällt.

Aber all diese mehr scheinbare Spielerei täuscht nicht über die wahren Motive der heutigen Lyrik hinweg, einer Lyrik, die sich dem Schöngestigen, Erhabenen und schlechthin Klassischen abgewandt hat und wiederum aus der menschlichen Not und dem Elend (im Wohlstand) Impulse und Nahrung bekommt. Sie sucht wiederum Gott, der heute schweigsam (Bergmann) oder tot (Sartre) ist und sieht mit dunklen Ahnungen und Entsetzen in die Zukunft.

«Ihr Mütter, da es euch anheimgegeben,  
den Krieg zu dulden oder nicht zu dulden,  
ich bitt' euch, lasset eure Kinder leben!»

Brecht

«Es kommt ein großes Feuer,  
es kommt ein Strom über die Erde.

Wir werden Zeugen sein.»

Ingeborg Bachmann

Natürlich können auch in einem Bande mit 277 Gedichten nicht alle bedeutenden Lyriker deutscher Zunge vertreten sein. Schmerzlich vermißt man als Schweizer den Zürcher Oberländer Heinrich Leuthold, wohl den besten schweizerischen Lyriker, dessen Gedichte die äußere und innere Not, die Sehnsucht nach der Ferne und das Heimweh nach der verlorenen Heimat geradezu makellos widerspiegeln.

Mit drei mittelhochdeutschen Gedichten (und neuhochdeutscher Übersetzung) ist Walther von der Vogelweide vertreten, von Storm finden wir ein plattdeutsches Gedicht, von Tucholsky eine ergreifende Huldigung an «Mutterns Hände» in Berliner Mundart, und ein alemannisches Gedicht von Johann Peter Hebel, sozusagen als Beweisstücke, daß echte Lyrik nicht an die hochdeutsche Sprache gebunden sein muß. Schade, daß nicht wenigstens auch ein Schweizer Mundartgedicht Aufnahme gefunden hat; im «Schwäbelpfyfli» von Meinrad Lienert finden sich Gedichte in der Einsiedler Mundart, die den Vergleich mit anderen nicht hochdeutschen Gedichten nicht zu fürchten hätten.

Das in der gleichen modernen Ausstattung wie der Prosaband (siehe «Schweizer Schule» Nr. 24, 1967) erschienene Werk enthält als Illustration 16 Dichterporträts, ganzseitig, was ihnen einen großen Ausdruck verleiht, sowie ein chronologisches Inhaltsverzeichnis der Dichter und ihrer Gedichte, und auch noch eine alphabetische Aufzählung der Gedicht-Überschriften. Das erleichtert die Suche nach einem bestimmten Dichter oder Gedicht sehr.

Die Frage, wie das schöne und reichhaltige Buch in der Schule verwendet werden soll, wird vermutlich im Band IV, dem «Kommentar», beantwortet werden. Man wird darauf hinweisen, daß ein Gedichtbuch nichts mit einem Leitfaden zu tun hat und die Gedichte nicht dazu mißbraucht werden dürfen, erklärt, zergliedert und schulmäßig besprochen zu werden. Das vertragen mit Einschränkung nur die Balladen, die eine Mittelstellung zwischen Epik und Lyrik einnehmen. Reine Lyrik ist auch nicht dazu da, ganze Sprachstunden auszufüllen. Alles Bemühen des Lehrers muß darauf hinzielen, das Stimmungsmäßige und Atmosphärische, das Erregende und Aufwühlende, das Erbauende und Tröstliche eines Gedichtes nicht durch unnötige methodische Zutaten zu verwässern. Verinnerlichtes Vorlesen und ein einführendes Deklamieren vermögen am besten ein Gedicht in das Licht eines empfänglichen Gemütes zu heben. So wird das neue Poesiewerk der Innerschweizer Konkordatskantone eine unerschöpfliche Schatzkammer für den reifenden Jugendlichen werden.

## Die unverheiratete Frau

Margrit Schöbi

Im «Tagebuch eines Mädchens aus gutem Hause» von Simone de Beauvoir entdeckte ich einen Satz, der mir zu denken gab. Sie schreibt von ihrer Schulfreundin Elisabeth Mabile:

In Elisabeths Milieu mußte man heiraten oder ins Kloster gehen. Der Zölibat als Beruf existierte nicht.

Hat sich diese Auffassung geändert?

In der Öffentlichkeit?

Im Ansehen, das wir, die unverheirateten Frauen in der Gesellschaft, genießen? Man braucht nur zu beobachten und zu vergleichen, wie eine ver-

heiratete und eine ledige Frau im Laden, im Restaurant, im Hotel bedient werden.

In der Kirche?

Ist es nicht so, daß sowohl die Ordensfrauen und die Ehefrauen und Mütter zählen (allenfalls noch die Witwen). Aber wir? Die Unverheirateten? Wann hören wir in der Predigt je einmal ein paar Sätze, die an uns, die berufstätigen, unverheirateten Frauen speziell gerichtet sind? Unsere Prediger scheinen zu übersehen, daß wir immerhin eine ganz beträchtliche Prozentzahl der Kirchgänger ausmachen. Sie scheinen noch nicht realisiert zu haben, daß es diese Wirklichkeit heute gibt: ledige, berufstätige Frauen.

Wir erfahren so wenig Aufmunterung, so wenig Anerkennung unserer Leistung, unserer Arbeit, unseres Einsatzes. Wir sind ja nur ledige Frauen! Was tun? Sich ärgern? Sich aufregen? Protestieren? Mehr Beachtung erzwingen? Die Minderwertigkeitsgefühle mit Überheblichkeit und Wichtigtuerei kompensieren?

Minderwertigkeitsgefühle!

Wieso denn eigentlich?

Der Ehestand ist eine gültige Lebensform, bestimmt. Der Ordensstand auch. Sicher. Wieso soll unser Stand — der Alleinstand der Frau — nicht auch eine Lebensform sein? Eine sehr schöne sogar! Wir sind nicht hineingebunden in den engen Kreis einer Familie oder eines Klosters. Das gibt unserem Leben — das heißt könnte und müßte ihm geben, wenn es echt gelebt wird — die innere und äußere Beweglichkeit und Freiheit.

Freiheit —

Ja, das ist das Stichwort! Wenn Ehestand und Ordensstand im Zeichen der Gebundenheit und Geborgenheit stehen, so ist unser großes Zeichen: die Freiheit.

Ist das nicht auch ein Wert?

So lassen Sie mich denn — weil wir es so selten von der Kanzel hören — ein kleines Loblied auf dieses schöne Frei-Sein singen. Ja, ich möchte einmal ganz positiv von diesem dritten Stand, dessen Merkmal die Freiheit ist, reden.

*Ich bin frei in der Gestaltung meines Heimes.*

(Daß ich mir als unverheiratete Frau ein Heim, und zwar ein schönes, schaffe, scheint mir selbstverständlich!) Ich wähle die Teppiche, die Vorhänge, die Möbel, den Wandschmuck. Alles soll etwas aussagen über mich und meine Art, im Leben zu stehen.